

Die Mittagssonne stand senkrecht über dem Stauferort Waiblingen, einem Ort im unteren Tal der Rems, die einen Zufluss zum Neckar bildet. Diese altehrwürdige Ansiedlung galt seit längerem als wichtiger Staufersitz, ausgestattet mit einer Königspfalz, die bereits auf die Karolingerzeit zurückreicht, und auch unter den Königsgeschlechtern der Ottonen und fränkischen Salier mit der europäischen Geschichte verflochten war.

Mehrfach wurden hier in der Vergangenheit Hoftage abgehalten, unter anderem von dem Urenkel Karls des Großen, Karl III., im Jahre 885. Mit diesem Herrscher hat schließlich das Karolingergeschlecht sein Ende gefunden. Gut anderthalb Jahrhunderte später kam Waiblingen in den Besitz der Salierkaiser, von denen Heinrich IV., der Canossagänger, der bekannteste war. Dieser verheiratete seine Tochter Agnes mit dem Herzog von Schwaben Friedrich I., dem Großvater Barbarossas, und brachte dadurch diesen Ort schließlich in staufischen Besitz.

Inzwischen schrieb man das Jahr 1150, als ein Reiter zur Mittagszeit die Ortschaft in Richtung Osten, das Remstal aufwärts, gemächlich zu verlassen schien. Auf seinem Rücken trug er eine von einem Fellsack behütete Oud, eine arabisch Laute, wie ein Spielmann. Er hatte bereits eine kleine Wegstrecke hinter sich gebracht, als graue Wetterwolken aufzogen und zeitweilig den Himmel verdüsterten. Dazwischen drängte die Sonne ihre gleißenden senkrechten Strahlen, mit denen sie den stillen Mittag in Schwüle versetzte. Die Sonne rückte langsam vorwärts und die Wolken zogen gemächlich dahin. Noch war kein Gewitter aufgezogen.

Der Reiter kannte die Gegend gut genug von früheren Aufenthalten und lenkte seinen Rappen an das Ufer der Rems, welches dicht mit Feldulmen bestanden war, die mit ihren ausladenden Kronen ausreichend Schatten zu spenden und die Reise erträglicher zu gestalten versprachen.

Er gelangte an einen Abschnitt, wo die dichtstehenden Bäume einen Durchlass bildeten und das flache Ufer leicht erreichbar schien. Es war eine Stelle, wo sich das Ufer in einem Stück saftig grünen Rasens verlor und der Spiegel des Wassers leicht rhythmisch hin- und her-tanzte. Auf diesem Rasenfleck weideten zwei stattliche Stuten, während ein weiteres Pferd die kühle Flut schlürfte.

Verstreut lagen graue Wackersteine herum, die, vom Wasser bewegt, leise gegeneinander scheuerten und gelegentlich ein geheimnisvolles Gurgeln erzeugten.

Der Blick in das Wasser ließ es zu, dass man bei seiner Reinheit und Klarheit bis auf den Grund schaute. Fische zogen vorüber und vollzogen ihre hastigen und unruhigen Bewegungen. Ein nahe gelegener kleiner Gumpen beherbergte zur Überraschung des Betrachters einen jungen Wels mit seinem flach gedrückten Kopf, dem breiten Maul und seinen Barteln, was der Betrachter vom Pferderücken aus gewahren konnte.

Der Reiter sprang vom Pferd, spreitete seine Capa aus und ließ sich darauf nieder. Das stetig langsame Fließen des Wassers versetzte ihn in eine milde Gelöstheit und Entspannung, sodass er innerhalb kurzer Zeit im Grase liegend in einen tiefen Mittagsschlaf versank, der von Träumen begleitet wurde, die ihn schon vielfach heimgesucht und gequält haben.

Wieder einmal erschien, in tiefen Traum versunken über ihm ein übergroßes und bizarr verzerrtes, fratzenhaftes Gesicht eines zu allem entschlossenen staufischen Kriegers, mit dem er in der Schlacht von Weinsberg am 21. Dezember 1140 als Mitglied des Entsatzheeres der Welfen in einen Zweikampf verwickelt war und der ihn mit dem Speer vom Pferd gestoßen hatte. Mit seinem Schwerte in der Hand konnte er nichts mehr ausrichten, lag hilflos rücklings benommen auf dem Boden und hatte am linken Oberarm bereits einen sehr schmerzhaften Schwerthieb erlitten. Mit einem Fuß steckte er noch im Steigbügel seines Rappens, der ihn durch eine plötzliche und unerwartete Fluchtbewegung aus der Gefahrenzone herausgerissen hatte und mit ihm

im Schlepptau ziellos das Weite suchte. Sein getreues Ross hatte ihm zweifellos das Leben gerettet und aus dem Schlachtgetümmel gezogen.

Die durchlittene Todesgefahr hat sich in ihm festgekrallt und nie mehr völlig losgelassen. In der Anfangszeit überkam sie ihn anfallsartig immer wieder bei allen möglichen Begebenheiten und lähmte vorübergehend seine ganze Aufmerksamkeit. Inzwischen beschränkte sich dieses traumatische Ereignis auf unregelmäßig wiederkehrende Träume, die ihn immer wieder zutiefst aufwühlten und die damaligen Geschehnisse lebhaft und schmerzlich ins Bewusstsein riefen.

Es ging bei diesen Szenen dabei um die Belagerung der Burg Weinsberg, seit 1140 im Besitz der Welfen. Dieses Adelsgeschlecht hat sich seit Jahrzehnten als Rivale um die Königswürde sowie als ein erbitterter Widersacher der Staufer erwiesen. Zahlreiche bewaffnete Auseinandersetzungen, gegenseitige Zerstörungen von Besitz und feindselige Handlungen aller Art wie auch Waffengänge gehörten zum Verhalten der Parteien, die sich nichts schenkten.

Um den Herzog Welf VI. erneut zu bekämpfen, wurde die Weinsberger Burg im Dezember 1140 von den Staufern belagert. Schließlich, nach mehreren Wochen in sturmreifen Zustand versetzt – Herzog Welf IV. kam herbeigeeilt mit einem Entsatzheer in der Erwartung, die Folgen der Belagerung abwenden zu können, und wagte eine offene Feldschlacht mit dem staufischen König Konrad III., dem sein Bruder Herzog Friedrich von Schwaben II., der Markgraf Hermann III. von Baden sowie eine Reihe von Bischöfen beigestanden hatten. Die Schlacht endete mit einer Niederlage des Welfen. Die Kapitulation der Burg ging einher mit einer List der Frauen der Belagerten, welche dem König das Versprechen entlocken konnten, alles auf ihren Schultern Tragbare im freien Geleit mit sich nehmen zu dürfen. Sie schulterten ihre Männer, denen dadurch die Rettung ihres Lebens zu verdanken war. König Konrad hielt bei dieser Gelegenheit trotz widersprechender Ratgeber, die ihn abzuhalten suchten, sein Wort. Er erwies sich wieder einmal als großzügig und höchst ehrbar.

Der Schläfer erwachte und musste sich zuerst orientierend zurechtfinden. Lange Zeit war er nicht weggetreten. Er entschloss sich, für die Weiterreise im Remstal die Straße zu benutzen, um schneller voranzukommen. Die angrenzenden Auen mit ihrem saftigen Grün, den Wiesenblumen und den wilden Obstbäumen wurden rasch durchmessen. Er gelangte mit seinem Pferd auf befestigten Boden. Am seitlichen Rand des Talverlaufes fanden sich Anpflanzungen von Weinreben, die schon seit Jahrhunderten dort kultiviert wurden. Man war sich zu keiner Zeit sicher, ob der Wein durch die Römer ins Remstal gelangt war oder erst in späteren Zeitabschnitten dort seinen Anbau fand, auf den man bekanntermaßen großen Wert legte. Wein war Teil des täglichen Konsums, oftmals mit Wasser verdünnt als häufige Darreichung und bisweilen auch zur Konservierung dienend.

Die quellenden Wolken hatten sich inzwischen deutlich vermehrt und weite Teile des Himmels bedeckt. Dennoch gelangte immer wieder grelles Sonnenlicht durch die Lücken und heizte die schwüle Atmosphäre an. Die Wolkendecke weckte den Eindruck, dass die Schurwaldhöhen am Südrand des Tales scheinbar näherrückten, dieses unwirklich verschmälerten und alles enger rücken ließ.

Schon näherte er sich der ersten Ansiedlung. Hundegekläff, das im Echo widerhallte, kündigte dessen Nähe von weitem an. Das Dorf war ruhig, kaum jemand war zu erblicken. Alle schienen der Mittagsruhe zu pflegen. Sein Pferd mochte nicht die Gangart des Trabens. Es verfiel alsbald wieder in einen gemächlichen Schritt. Er ließ es gewähren und redete beruhigend auf das Tier ein, welches ihm seit Jahren höchst vertraut war. Es bedurfte ihn kaum mehr der Mühe, es zu leiten.

Irgendwann sah er auf der Straße vor sich ein kleines Ochsengespann. Auf dem Einachser saß ein Jüngling, der sich wie er gleichfalls talaufwärts zu bewegen schien.

Es war Gerwin, der blondschöpfige Enkel des Gastwirts Karl Weller aus Plüderhausen, einem Remstalort zwischen Schurwald und Welzheimer Wald gelegen. Er war vielleicht 17 oder 18 Jahre alt, von schlankem Wuchs und wohlgestaltet, seine Gesichtszüge verrieten ein ausgeglichenes Gemüt, und er fiel auf durch ein freundliches Wesen. Sein

Verhalten ließ auf eine Wohlerzogenheit schließen, die über bäuerliche Umgangsformen sichtlich hinausgingen. Er unterstand, wie sich für den Reiter später herausstellte, der besonderen Fürsorge, Unterstützung wie auch Zuneigung des Pfarrers von Winterbach, der ihn als dankbaren Schüler seit Jahren zu fördern versuchte und auch schon viel dabei erreicht hatte. Insbesondere war Gerwin inzwischen der lateinischen Sprache mächtig, verfügte über Wissen und Fertigkeiten in den Künsten. Er hegte insbesondere ein spezielles Interesse für historische Fakten und Zusammenhänge.

Bald hatte der Reiter den Jungen eingeholt und ritt neben dem Ochsenkarren einher. »Sei begrüßt, junger Mann, wer bist Du und wohin des Weges«, eröffnete er die Unterhaltung, die sich über so lange Zeit hinziehen sollte, wie es auch nicht entfernt zu erraten war.

»Ich bin Gerwin Weller, Enkel des Gastwirts Karl Weller aus Plüderhausen, ich befinde mich auf der Heimfahrt von Waiblingen nach Hause. Wir Weller kommen ursprünglich aus dem Welzheimer Wald, wo die Vorfahren als Bauern gelebt haben, aber seit Generationen ist dieses Dorf Plüderhausen unser geschätzter Lebensraum, in dem wir uns wohl und geborgen fühlen. Die Gaststätte hat mein Urgroßvater gegründet. Sie gedeiht zu unser aller Zufriedenheit und schenkt uns ein gutes Leben. Nicht selten wird sie wegen ihrer hervorragenden Küche auch von den Herrschaften des Umkreises gerne besucht, wozu – wenn auch sehr selten – die Hochgeborenen vom nicht weit entfernt gelegenen Hohenstaufen gehören. Ihre Ministerialen vom Elisabethenberg wie der Urbacher Burg sind indessen häufiger zu Gast und wir sind deshalb gut miteinander vertraut.

Darf ich Euch, hoher Herr, auch fragen, woher Ihr kommt und wer Ihr seid. Ich habe Euch noch nie gesehen, obwohl ich im Remstal viel herumkomme und daher viele Leute kenne. Aber vergebt mir, wenn ich Euch zu aufdringlich erscheine und weil es sich nicht schickt, dass ich junger Mensch Euch solche Fragen stellt«.

Nach einer längeren nachdenklichen Pause, in welcher dem Älteren sichtlich widerstrebende Gedanken durch den Kopf zu gehen schienen, räusperte er sich etwas umständlich, wirkte zunächst unschlüs-

sig, lenkte sodann sein Pferd näher an den Wagen heran. Schließlich begann er mit warmer und entschlossener Stimme, sich vertrauensvoll zu eröffnen und machte Anstalten, tief in sich hineinzuhorchen und seine Vergangenheit auszugraben.

»Wohin ich jetzt reise, will ich Dir nicht offenbaren. Das hat seine Gründe. Die liegen darin, dass ich in einer fürstlichen Mission unterwegs bin, welche keine Behelligung und Störung verträgt. Aber ich darf Dir sagen, dass ich ein Spross aus dem alten Geschlecht der Grafen von Calw bin, genau gesagt war Graf Gottfried von Calw, der auch Pfalzgraf bei Rhein war, mein von mir verehrter Vater.

Ich bin Ritter Lennard von Calw. Ich entstamme nicht der ehelichen Verbindung meines leiblichen Vaters, aber er ließ in denkbar bester Weise – wenn auch auf indirekte Art – mir seine Fürsorge und väterliche Zuneigung angedeihen, genauso wie seinen drei ehelichen Kindern, sodass es mir an nichts gefehlt hat.

Aus familiären Gründen hat man mich als kleinen Jungen schon den befreundeten Zähringern anvertraut und dort sehr behütet großgezogen, mich umsichtig beschult wie auch zum wehrhaften Ritter erzogen, was nicht sehr entfernt von hier stattfand auf der schwäbischen Limburg bei Weilheim an der Teck.

»Mit 17 Jahren bin ich nach Paris gegangen an die alte Universität. Sie gehört zu den berühmtesten Orten der Bildung wie auch des Wissens und Forschens, die unsere Zeit zu bieten hat. Besonderen Rang an Ansehen und Verehrung haben die angesehenen und anerkannten Professoren, die uns unterrichteten. Man wird dort auf den neuesten Wissensstand gebracht. Dort habe ich auch zahlreiche Deutsche kennengelernt, wie etwa Otto von Freising, inzwischen Erzbischof von Freising und berühmter Autor im Bereich der Geschichtsschreibung, ein Historiograph mit Rang und Namen und zudem ein Oheim des Staufers Friedrich Barbarossa. Ihn habe ich auch auf dem II. Kreuzzug begleitet und soweit es mir möglich war, nach Kräften unterstützt. Wir sind engstens befreundet und sehen uns mit einiger Regelmäßigkeit in Freising. Ich werde ihn auch am Ende dieser Reise mit meiner Aufwartung beehren. Zahlreiche Erlebnisse und Unternehmungen verbinden uns

in tiefer Freundschaft, dazu zählen durchaus auch sehr bedrohliche, ja bisweilen lebensbedrohliche Ereignisse, wenn ich nur an die Kreuzzugserfahrungen denke, die wir teilen.«

»Das ist ja alles mehr als interessant und fesselt mich zutiefst«, ließ Gerwin vernehmen. »Das sind bewegende Begebenheiten, die meine ganze Neugier erwecken. Darf ich fragen, wie sich das alles mit dem Kreuzzug verhalten hat, über den ich schon viel gehört habe und der ja erst vor ein paar Jahren zu Ende ging. Man hört darüber die unterschiedlichsten Berichte«.

»Bei Lichte betrachtet und vor allem auf eigener Anschauung und Miterleben gründend, gibt es da nicht viel Unterschiedliches zu erzählen. Es war ein entsetzliches Fiasko und ein Begebnis mit unendlich Leid und Elend einhergehend für die Kreuzfahrer sowie auch das begleitende Volk, das man zum Selbstschutz von solchen Unternehmungen ausschließen sollte, weil es nur alles viel schwieriger macht, wie ich meine.

»Ich hege heute noch einen tiefen Groll gegen jenen Zisterziensermönch, der die ganze Christenheit zu diesem unheilvollen Unterfangen aufgestachelt hat, unterstützt von einem Papst, der dessen blinden Fanatismus teilte. Zum Glück hat dieser Abt von Cluny, Bernhard, seinen unverdienten Ruhm inzwischen eingebüßt, wenngleich man ihm zugutehalten muss, dass es keinen vergleichbaren Redner und Prediger gibt, der ihm das Wasser reichen könnte. Ein alter und gebrechlicher, hinfälliger Mann mit zugleich ungeheurer Dynamik und Verve.

Wie Dir vielleicht bekannt ist, wurde die Nachricht von der Eroberung von Edessa durch die Muslime im Dezember 1144 bekannt, einer orientalischen Stadt, die das östliche Bollwerk der vier Kreuzfahrerstaaten bildet.

Von Bernhard wurde dieses Ereignis bereitwillig aufgegriffen, um die Fürsten und Ritterschaft mit seinen aufwühlenden Botschaften zum Kreuzzug zu motivieren. Der deutsche König Konrad war mehr als hinlänglich mit Pflichten im eigenen Lande in Beschlag genommen und stand diesem Unterfangen ablehnend gegenüber. Im Zuge einer persönlichen Begegnung hat es der Mönch jedoch geschafft, den noch

unschlüssigen Herrscher zur Teilnahme zu überreden, der schließlich das Kreuz auf sich nahm und von Regensburg mit einem großen Heer ins Morgenland aufbrach. Auch der französische König Louis VII. ließ sich zu diesem Schritt bewegen und ist mit seinen Truppen von Metz aus in den Orient losgezogen.

Es ging auf dem Landweg die Donau abwärts über Ungarn bis nach Byzanz. Der Byzantinische Kaiser Manuel ließ Schiffe zum Überqueren der Donau herbeischaffen. Alles verlief zunächst friedlich und ruhig. Beim Eintritt in die fruchtbare Ebene von Dadika entzündeten sich Streit und Zwietracht. Den Griechen war daran gelegen, möglichst viel an den Lebensmitteln zu verdienen, was den deutschen Interessen zuwiderlief. Die Vermittlungsversuche blieben erfolglos, und bald kam es auch zum offenen Gefecht, wobei ein Bischof aus der dortigen Region letztendlich eine Besänftigung herbeiführen konnte. Konrad zog mit seinem Heerbann nach Konstantinopel, wo es mit Kaiser Manuel jedoch keine glückliche Übereinstimmung gab. Schließlich wurden doch Schiffe zum Übersetzen auf den asiatischen Kontinent verfügbar gemacht.

Inzwischen erhob sich unter den Deutschen ein Streit darüber, welcher Weg für die Fortsetzung des Zuges einzuschlagen sei. Die Alternative lag in der längeren Wegstrecke entlang der Küste oder der kürzeren geradewegs auf Ikonium zu.

Konrad entschied sich für Ikonium, auch wenn dies lange Strecken durch unfruchtbare Regionen bedeutete. Es zeigte sich bald, dass es in unerwartetem Ausmaße an den Beschaffungsmöglichkeiten für die Versorgung mit allen lebensnotwendigen Gütern haperte. Viele Falschheiten und Betrügereien seitens der Griechen verschärften aufs Äußerste die Notlage der Kreuzfahrer.

Umgeben von einer wüstenartigen und wasserlosen Ödnis wuchs alsbald die Ermattung der Deutschen infolge der Überanstrengungen und misslichen Aussichten. Die allgemeine Ratlosigkeit nahm überhand und brachte viel Verwirrung und Verzweiflung. Nunmehr traten neue Gefahren hinzu. Die Muslime kamen aus Ikonium in hoher Zahl und ihre behenden Bogenschützen und leicht bewaffneten Rei-



ter umkreisten die Deutschen und bereiteten ihnen ungeahnte Verluste. Es wurde davon gesprochen, dass von den möglicherweise weit über siebzigtausend oder mehr Kämpfern nur eine kleine Gruppe von siebentausend davongekommen sei. Dies war ein Fiasko und führte zum schlimmen Zusammenbruch des Unternehmens. Konrad verließ das Lager und reiste nach Konstantinopel, er war wohl krank geworden. Der Kaiser nahm ihn freundlich auf und versuchte, ihn zu zerstreuen. Später ist Konrad auf griechischen Schiffen in Akkon gelandet und hat sich weiter nach Jerusalem begeben, um dort seinen französischen königlichen Mitstreiter zu treffen. Man griff den Plan auf, sich des befestigten Damaskus zu bemächtigen, was aber ebenfalls aus unterschiedlichen Gründen scheiterte. Bereits nach vier Tagen musste die Belagerung aufgegeben werden.

Letztendlich erwiesen sich alle Anstrengungen als vergeblich, sinnlos und fatal. Riesige Opfer an gutgläubigen Menschen, rechtschaffenen Rittern, Fürsten und Kriegsknechten wie auch einfachen Pilgern hat es gekostet und sie wurden gnadenlos durch die fatalen Ereignisse dahingerafft. Ganz sicherlich war Unkenntnis der dortigen Umstände, Unerfahrenheit und auch mangelhafte Unterstützung durch die Griechen für dieses Unheil mitverantwortlich. Man war auch auf die Kampfesweise der Türken nicht hinlänglich vorbereitet, und das Schlimmste war wohl die Versorgungsmisere mit ihren katastrophalen Unzulänglichkeiten, soweit ich als Teilnehmer das selbst beurteile«.

»Ihr habt angedeutet, dem Erzbischof Otto von Freising durch Eure eigenen Verdienste hilfreich gewesen zu sein«.

»Ja, das ist richtig. In Kleinasien hat Konrad das Heer geteilt. Die überwiegend unbewaffneten Teilnehmer gelangten unter die Führung des Freisinger Bischofs Otto. Und dieser hat mich darum ersucht, mich ihm anzuschließen, um ihn bei seinen Aufgaben als Führer dieses Heeresteils zu unterstützen, was ich tat.

Auf unserem Zug entlang der Küste wurden wir von den türkischen Seldschuken am 16. November 1147 bei Laodikeia überfallen und Unzählige von den Unsrigen fanden dabei den Tod. Das war nicht vorauszusehen und zu verhindern und eine unendlich schmerzliche

Erfahrung. In manchen Träumen werde ich noch heutzutage von diesen Gräueln heimgesucht.

Otto und mir verursachte es größte Mühen, unser eigenes Leben in diesem Schlachtengetümmel zu retten und wir mussten uns mit Kräften erwehren und manchen Gegner mit dem Schwert niedermachen, bevor es uns gelang zu fliehen.«

Lennard schwieg nun nachdenklich und schien sich in weiteren Erinnerungen gedanklich zu verlieren.

Inzwischen hatte sich der Himmel verdüstert und ein Gewitter schien aufzuziehen. Man spürte einen lauen Regenwind und durch die dunklen Wolken schienen die bewaldeten Höhen am Talrande noch näher zu rücken.

Gerwin war fein, dass man sich dem Remstalort Winterbach nähere. Den Kirchturm und die Umrisse der Besiedlung konnte man schon erkennen.

Er stand noch unter dem Eindruck der Erzählungen seines berittenen Begleiters und fühlte sich jetzt bemüßigt, seinerseits etwas zur Unterhaltung beizutragen. Es kam ihm in den Sinn, sein Wissen über diesen uralten Ort auszubreiten, in der Erwartung, dass diese Einzelheiten dem Zuhörer unbekannt seien. Dies war allerdings nur teilweise zutreffend, da sich dieser schon häufig im Remstal aufgehalten hatte.

»Darf ich Euch berichten, dass es sich hierbei um einen der ältesten Orte im Remstal handelt, der ebenso wie Waiblingen in der Karolingerzeit eine Königspfalz erhielt. Der Kaiser Heinrich III. besuchte den Königshof mehrmals in der Mitte des letzten Jahrhunderts. Es wird angenommen, dass hier eine Urkirche für das mittlere Remstal existierte.«

»Ja, das ist mir weitgehend bekannt, aber ich bin angesichts Deiner Abkunft erstaunt, über welche Kenntnisse Du verfügst und dies erfüllt mich mit Respekt bei Deinen jungen Jahren«, entgegnete der Begleiter in anerkennendem Ton.

»Ich verdanke es dem Pfarrer in Winterbach, der mich unterrichtet und sich um mein Fortkommen sehr bemüht. Er ist ein mir sehr gewogener Mann, zu dem mein Verhältnis so eng ist wie zu meiner Familie.

Auch Latein habe ich bei ihm gelernt und viel Geschichtliches, vor allem über unsere Heimat. Daher kenne ich mich gut in unserer Gegend aus und freue mich, wenn ich auf so jemanden Gebildeten wie Euch treffe, der so fesselnd zu erzählen weiß und den solche Dinge interessieren. Ich werde das alles behalten und in mir bewahren. Aber über Eure Zeit in Paris müsst Ihr mir noch berichten, da bin ich besonders begierig darauf. Ich bin ja noch nie über das Remstal hinausgekommen, abgesehen vom Hohenstaufen und den Erhebungen in dessen Nachbarschaft.«

»Ich denke, dazu wird es noch Gelegenheit geben, da ich mich in nächster Zeit aus Gründen, die ich schon angedeutet habe, hier länger im Raume aufhalten werde. Ich mache mir jetzt aber Gedanken, da doch bald der Abend anhebt, wo ich nächtigen werde und davor ein anspruchsloses Mahl zu mir nehmen kann«, brachte der Ritter nachdenklich hervor.

»Wenn Ihr es für geeignet haltet und es Euch recht ist, könnt Ihr in unserer Gaststätte sowohl ein Mahl als auch ein Bett erhalten. Mein Großvater, der Wirt, wird sich ganz sicherlich freuen«, gab Gerwin beflissen zurück.

»Dieser Vorschlag kommt mir sehr entgegen und ich werde ihn, wenn möglich, gerne annehmen«, erwiderte Lennard, ohne lange nachzudenken. »Dann ergibt sich sicherlich noch Gelegenheit, miteinander zu plaudern«.

Ein Blick talabwärts ließ erkennen, dass sich nunmehr ein Gewitter zusammenbraute. Vom Westwind heraufgejagt, wanderten die vernehmlich donnernden Wolken gen Osten und drängten sich remstalaufwärts bis Urbach. Die Dünste verbreiteten sich wie feiner Nebel über die saftig grünen Wiesen, die immer noch sichtbar blieben. Die beiden Reisenden beschlossen, ihr Tempo zu beschleunigen, und trieben die Tiere an. Lennard überkam eine Müdigkeit, wie er sie tagsüber nicht gefühlt hatte, und die sich auf seine Sinne schlug. Die Gedanken wurden schwerfälliger und seine Gesprächigkeit versiegte allmählich. Er war froh über die Aussicht, das nicht mehr entfernte Plüderhausen wohlbehalten zu erreichen.